

SARAH
ALDERSON

Trust in
LOVE

Ravensburger

was ich herausbekomme.

»Was? Was redest du da?«, fragt mein Dad. Ich stelle ihn mir vor, wie er am anderen Ende der Leitung in irgendeinem Hotel in Nigeria das Telefon enger ans Ohr presst und sich auf einen Stuhl sinken lässt. Sein Tonfall ist jetzt anders, geschäftsmäßiger. Die Stimme hat er immer, wenn es um seine Arbeit geht. »Sag mir, wo du bist.«

»Ich weiß nicht«, antworte ich und schaue benommen auf die nichtssagende Straße. »Wir waren auf dem Revier, und dann wurde auf einmal überall geschossen und ...« Ich schüttle den Kopf, um die Bilder loszuwerden, die sich darin eingenistet haben.

»Was soll das heißen, überall geschossen?«, fragt mein Vater nach. »Wo bist du jetzt?«

»Wir konnten fliehen«, flüstere ich in den Hörer.

»Wer konnte fliehen? Das ist doch völlig verworren, Olivia!«

»Ich und ... dieser Junge«, sage ich, während ich die verlassene Straße scanne.

»Also gut«, sagt mein Vater, und seine strenge Stimme bewirkt, dass ich mich wieder auf ihn konzentriere. »Hör mir zu –«

»Und die Goldmans, sie sind tot«, unterbreche ich ihn, als mir plötzlich wieder einfällt, warum ich überhaupt auf diesem Polizeirevier war.

»Ich weiß, Liva. Ich weiß«, sagt mein Dad mitfühlend. »Die Polizei hat mich angerufen, um mir Bescheid zu geben, aber mitten in unserem Gespräch war auf einmal die Leitung unterbrochen. Ich versuche so schnell wie möglich zurückzukommen, Liva. Ich nehme den nächsten Flug von Lagos aus, aber du musst dich zusammenreißen. Hörst du mir zu?«

»Mmh«, sage ich und starre auf das Hörerkabel, das in meine Handfläche schneidet. Vor meinen Augen verschwimmt wieder alles.

»Liva.« Die Stimme meines Vaters dringt durch meine Trance. »Kannst du mir erzählen, was passiert ist? Hast du den Schützen gesehen? Weißt du, wie er aussieht?«

Ich atme tief ein. »Es war ein Polizist«, sage ich.

Mein Vater sagt ein paar Sekunden lang nichts, und ich frage mich schon, ob er mich verstanden hat. »Ich schicke sofort jemanden zu dir, der dich abholt«, sagt er dann. »Gib mir deine Adresse.«

»Ähm ...« Ich lehne mich zurück und ziehe die Schnur bis zum Anschlag. An der nächsten Kreuzung steht ein Straßenschild, ich blinzele angestrengt durch das helle Morgenlicht, bis ich meinem Vater schließlich sagen kann, wo ich bin.

»In Ordnung. Hör mir jetzt zu«, sagt er. »Rühr dich nicht vom Fleck. Warte einfach ruhig ab. Ich rufe jemanden aus meinem Team an, und der kommt dann und holt dich.« Er stockt kurz. »Es wird alles gut, Schatz«, sagt er ganz sanft, aber ich höre, dass in seinen Worten Angst mitschwingt, und ich frage mich, wen genau er eigentlich überzeugen will. Mir gefriert das Blut in den Adern und ich zittere noch stärker.

»Liva«, sagt mein Vater und legt ein bisschen mehr Zuversicht in seine Stimme, »alles wird gut, versprochen! Ich mach mich jetzt gleich auf den Weg zum Flughafen, aber der nächste Flug geht erst in ein paar Stunden. Es dauert also noch etwas, bis ich bei dir sein kann. Aber morgen früh bin ich da.«

Ich atme hörbar ein. Morgen früh?

»Ich lege jetzt auf und kümmere mich um alles«, fährt mein Dad fort. »In zehn Minuten ist jemand aus meinem Team bei dir. Das alles ist bald vorbei, versprochen.«

Und dann legt er auf und die Münzen rauschen klimpernd in das Gerät. Ich lege meinen Kopf auf den Arm und spüre, wie ich schwanke.

Was hat er da gesagt?, überlege ich. Es ist doch schon vorbei, oder?

7

Als mir jemand auf die Schulter tippt, mache ich einen Satz nach vorn und stoße mit der Stirn gegen die Telefonzelle. Eine brühheiße Flüssigkeit tropft auf meine nackten Beine.

»Au!«, brülle ich.

Der Junge weicht ein paar Schritte zurück, er hält zwei Becher Kaffee in der Hand, der jetzt über seine Finger läuft und auf den Gehweg tropft.

»Hier, ich hab dir einen Kaffee geholt.« Er verzieht das Gesicht, schüttelt die heiße Flüssigkeit von seiner Hand und bietet mir einen an.

Ich sehe ihn verwundert an, allmählich kapiere ich. Er ist doch noch da. Er ist gar nicht gegangen. Er hat nur einen Kaffee besorgt. Als ich meine Hand nach dem Becher ausstrecke, überflutet mich Erleichterung. Ich starre ihn an, als wäre er das achte Weltwunder.

»Trink schon«, sagt er und nickt zu meinem Becher.

»Ich trinke keinen Kaffee«, sage ich.

»Du brauchst Zucker.«

Ich sehe ihn finster an und überlege, ob ich ihm stecken soll, dass ich auch keinen Zucker esse.

»Du stehst unter Schock«, erklärt er, als wäre ich bockig. »Du siehst aus, als würdest du gleich umkippen. Du solltest das wirklich trinken.«

Nur ungern gestehe ich mir ein, dass er recht hat. Ich fühle mich, als würde ich gerade auf dem weltgrößten Adrenalinbrecher surfen und meine Beine geben jeden Moment unter mir nach. Ich trinke einen Schluck. Der Kaffee ist so süß, dass ich ihn fast wieder ausspucke. Er hat garantiert sieben oder acht Päckchen Zucker da hineingekippt und dann noch ein bisschen Süßstoff draufgesprenkelt.

»Danke«, sage ich. Der Zucker wirkt sofort und strömt in meinen Blutkreislauf. Allmählich lichtet sich auch mein benebeltes Hirn, und ich schaue mir den Jungen zum ersten Mal richtig an. Er hat sein Kapuzenshirt ausgezogen und es sich um die Schultern geschlungen. Ich überlege, wie groß er ist, und taxiere ihn, als wäre ich in einem Ballettstudio und er mein Tanzpartner. Er ist etwa 1,80, muskulös, aber schlank, mit schönen Schultern und schmaler Hüfte. Er hat den Körperbau eines Athleten oder Turners, obwohl ich ihn mir nur schwer in einem eng anliegenden Turnanzug vorstellen kann. Wenn ich raten müsste, würde ich sagen, dass er regelmäßig Sport treibt, irgendetwas, wozu er seine Arme braucht, Basketball vielleicht? Mein Blick wandert zu

seinem Gesicht. Während er seinen Kaffee trinkt, behält er die Straße im Auge. Auf seinen Wangen zeichnen sich dunkle Bartstoppeln ab, und ich stelle überrascht fest, dass »Junge« untertrieben ist.

Ich nippe weiter an meinem überzuckerten Kaffee und betrachte verstohlen den Rest. Er trägt locker sitzende Jeans und abgetragene Turnschuhe mit ausgefransten Schnürsenkeln. Seine Haut ist glatt und kaffeefarben, und sein leuchtend weißes T-Shirt hebt sich deutlich davon ab. Wahrscheinlich ist er halb Mexikaner oder vielleicht auch Costa Ricaner, garantiert irgendwas Lateinamerikanisches. Seine Augen sind das Auffälligste an ihm. Sie sind von einem ungewöhnlichen Graugrün mit einem Stich ins Braune und werden von langen, dunklen Wimpern eingerahmt. Durch seine rechte Augenbraue zieht sich eine Narbe, die sie in zwei Hälften teilt, was seine Augen sogar noch mehr betont. Wenn er nicht diese kurz geschorenen Haare hätte und ständig auf der Hut wäre, könnte ich mir gut vorstellen, wie er von einer Plakatwand herunterlächelt und Werbung für eine angesagte Kleidermarke macht. Stattdessen, rufe ich mir ins Gedächtnis, posiert er für Verbrecherfotos. In dem Moment fällt mir das Bandana auf, das aus der Gesäßtasche seiner Jeans heraushängt. Ich schaue schnell weg und studiere die Risse im Asphalt. Ich weiß, was dieses kleine Stoffstück bedeutet. Er gehört zu einer Gang. Aber warum überrascht mich das, wenn man bedenkt, wo wir uns getroffen haben?

»Was hast du gesagt?«, fragt der Junge. Ich sehe kurz nach oben. Denn er starrt mich gerade ziemlich intensiv an, hat seine Hände um den Becher gelegt und balanciert auf den Fußballen. Er wirkt nicht unbedingt so, als bräuchte er Koffein, sondern eher als wäre er noch immer voll auf Adrenalin. Seit wir hier stehen, tippt er ständig mit dem Fuß.

»Er schickt jemanden, der mich abholt«, erkläre ich ihm.

Der Junge wirkt erleichtert. »Wen?«

»Jemanden aus seinem Team.«

Jetzt habe ich seine volle Aufmerksamkeit. »Aus seinem Team?«

»Ja«, sage ich, als mir plötzlich ein Gedanke kommt. »Vielleicht solltest du besser verschwinden, bevor die hier auftauchen.«

»Warum?«, fragt er und tippt weiter mit seinem Fuß.

»Mein Dad leitet eine Sondereinheit der GRATS. Und von denen wird er jemanden schicken.«

»GRATS?«, fragt er mich verwirrt.

»*Gang-related active trafficker suppression*«, antworte ich. »Die bekämpfen Menschenhändler und organisierte Bandenkriminalität.«

Die Info muss erst einmal sacken. Als er kapiert, was das bedeutet, bekommt er große Augen. »Polizei?«, fragt er.

Ich nicke und zucke entschuldigend mit den Schultern, aber das sieht er schon gar nicht mehr. Sein halb voller Kaffeebecher landet im Mülleimer neben der Telefonzelle und er joggt Richtung Auto. Er hat es dermaßen eilig, dass er sich nicht einmal mehr umdreht und Tschüss sagt. Als er hinters Lenkrad springt, lasse ich erschöpft die Arme

sinken. Der Motor heult auf und er fährt mit kreischenden Reifen los, diesmal macht er sich nicht die Mühe, in Rück- und Seitenspiegel zu schauen.

Keine Ahnung, warum, aber mir ist, als hätte mir jemand einen Schlag in den Bauch verpasst. Nur durch ihn bin ich heil aus diesem Polizeirevier gekommen, und ich bin noch nicht bereit, ihn einfach gehen zu lassen. Ich würde gern noch einmal alles durchsprechen, begreifen, was passiert ist und warum. Und er ist der Einzige, der mir vielleicht dabei helfen könnte, weil er auch dort war. Aber dann höre ich Polizeisirenen, die immer lauter werden, und mir wird klar, dass ich zu erschöpft bin, um weiter wegzulaufen. Was dieser Junge aber ganz eindeutig tun muss. Na ja, vielleicht nicht unbedingt, nur liegt es auf der Hand, dass er sich nicht freiwillig stellen wird.

Ich mache auf dem Absatz kehrt, versenke meinen Kaffeebecher im selben Mülleimer wie er und gehe dann zu der Straßenecke, an der ich warten soll. Die Wirkung des Zuckers lässt allmählich nach und ich werde ganz schlapp, meine Muskeln ziehen, als hätte ich vierundzwanzig Stunden lang trainiert und mich danach nicht ordentlich gelockert.

Das Brummen eines Automotors lässt mich aufhorchen. Es ist der Junge. Er fährt im Schneckentempo den Gehweg entlang.

»Du hast mir nie verraten, wie du heißt«, sagt er durch das geöffnete Fenster.

Ich betrachte ihn einen Augenblick – diesen Fremden, dem ich das Leben gerettet habe, und der im Gegenzug meins gerettet hat – und ich beschließe, dass es bestimmt nicht schadet, wenn ich ihm meinen Namen verrate.

»Olivia«, sage ich.

Er sieht mich unverändert mit ernster Miene an, nickt einfach nur und hält meinem Blick stand. »Danke, Olivia. Für vorhin. Du hast was gut bei mir.«

Ich nicke, ohne zu lächeln, zurück. Schließlich gibt es nichts, worüber man lächeln könnte. Und dann fährt er davon.